

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 17 (1913-1914)
Heft: 5

Artikel: Der Mulo
Autor: Merriman, H.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kranke.

(Daboser Studie.)

Wie stille Inselchen im wilden Meere
Der rauhen Zeit sind diese Südterrassen.
Von fernen Grenzen trägt die schwanke Fährre
Die armen Pilger, kraft- und mutberlassen.

Die dunkle Slavin neben dem Germanen,
Der Welsche wortlos an des Briten Seite.
Wo blieb der Lobgesang auf Rang und Ahnen,
Der Rassenhochmut und die Gier zum Streite?

Ein jedes Aug' umdüstern stille Qualen
Und müde Ahnung dämpft das heiße Streben;
Des Todes unsichtbare Mühlen mahlen
An jedem Tag ein Quentchen warmes Leben...

S. Thurow.

Der Mulo.*)

Von S. S. Merriman.

„Ob ich lebe oder sterbe: beides ist gut.“

„Mi—i—iah“, riefen die Leute, den Schrei der Maultiertreiber nachahmend, als Juan Quereno vorüberging. Dies sollte ein Spaß sein. Seit zwanzig Jahren war dies ein Spaß gewesen in dieser Gegend; einer von den wenigen, denn der ungebildete Verstand faßt langsam auf und vergißt noch langsamer. Schon in der Schule hatte einer Juan Quereno den Übernamen „Mulo“ angehängt. Wie in Italien und einigen Teilen der Provence hat auch in Spanien jeder seinen Tauf- und Spitznamen. So allgemein ist dieser Brauch, daß amtliche Register gezwungen sind, Kenntnis davon zu nehmen, und gewichtige Regierungsdokumente werden abgefaßt im Namen eines Herrn So und So, „zubenannt der Affe“.

Es gibt ärgere Spitznamen im Dorfe als „Mulo“, denn dieser ist ein gar williges Tier, wenn man es zu nehmen weiß. Ein Maulesel bleibt ganz plötzlich stehen — wie es scheint, bedrückt ihn etwas und er will es auf der Stelle ausdenken. Wer dann den Stock erhebt, ist natürlich ein Narr, jedermann weiß das. Da bleibt nichts anderes übrig, als auch stehen

*) Maulesel.

zu bleiben, auf seine Ohren zu schauen, welche ein wenig zurückliegen, und geduldig und respektvoll „Mi=i-iah“ zu schreien, bis ihn der gute Geist zum Weitergehen bewegt. Und dann setzt sich der Maulfessel in Bewegung, langsam zuerst, ohne Begeisterung, ohne die Eigenschaft, welche unter allen Tieren nur beim Pferd und dem Hunde zu finden ist.

Den Scharfsinnigern, welche mit Querenos zu tun hatten, verriet sein Name, was für eine Art Mensch er war, und sie behandelten ihn danach. Juan Querenos selbst war Maulfesseltreiber; sogar in dieser bescheidenen Stellung kann einer, während er hinter seinem Lasttier über zackige Bergkämme klettert und durch Bäche wadet, sich in seiner kleinen Welt ein bescheidenes Ansehen verschaffen. Juan Querenos war nämlich staatlicher Maulfesseltreiber und beförderte die Postsachen über eine neunzehn Meilen lange Strecke durch eine öde Fels- und Wasserwüste. War die Post verspätet wegen schweren Schnee- oder Regensfalls in den Bergen, wie dann amtlich bekannt gemacht wurde, so geschah dies nie auf Querenos' Etapa (Strecke). Neun Jahre lang kämpfte er sich durch mit seinen Postsachen, Winter und Sommer, bei Sturm und Sonnenbrand, hin und zurück, eine Nacht in San Celoni verbringend und die andere in Fuente de Rey. Solch einer war Juan Querenos, „ein ziemlich dummer Kerl“, wie der demokratische Schulmeister von San Celoni urteilte, mit einem Achselzucken und einer Bewegung der Zigarette, die er immer halb angebrannt und unangezündet zwischen seinen Fingern trug. Nichtsdestoweniger war der Schulmeister ganz liebenswürdig, als der Mulo glattrasiert und linksch, mit einem schüchternen Blick in seinen ruhigen schwarzen Augen, ihn eines Abends um eine Unterredung bat.

„Aber natürlich — amigo!“ antwortete er, „aber natürlich“. Und er rückte zur Seite auf der Bank neben der Schulhaustüre. „Nehmt Platz!“ Der „Mulo“ setzte sich, lehnte sich schwer an die Mauer und streckte erst einen plumpen Fuß und dann den andern aus. Dann neigte er sich vor, indem er die Ellbogen auf die Knie stützte und seine staubigen Schuhe betrachtete. Sein braun gebranntes Gesicht war nicht sehr ausdrucksvoll und ließ nicht auf große Intelligenz schließen. Es war aber auch wiederum keine ganz schlechte Physiognomie, was schon etwas heißen will in einer Welt, wo die Schlechtigkeit überwuchert. Er schielte zum Schulmeister hinüber und nekte die Lippen mit der Zunge, ohne Scheu, nach der Art des Volkes.

„Es ist wegen der Catarina, nicht?“, fragte der ältere Mann.

„Ja“, antwortete der „Mulo“ mit einem tiefen Atemzug. Wenn der „Mulo“ je in seinem Leben Angst gehabt hat, so war es in diesem Augenblick — Angst, ich bitte euch, vor einem kleinen Demokraten von Schulmeister, der nicht größer war als seine Erstklässler und durch ein Paar ver-

größerte Brillengläser blinzelte, welche gewiß die Welt sehr groß erscheinen ließen, wenn man nach ihrer Wirkung auf seine Augen urteilen konnte.

Der Schulmeister sah zu den Bergen empor, zu den Ziegen, die an den zerissenen Felsen herumkletterten und sich zwischen dem Geröll kümmerliche Gräser zusammensuchten.

„Wie viel Tiere besitzt ihr eigentlich — vier oder fünf?“ erkundigte er sich ganz freundlich nach ein paar Minuten, und der „Mulo“ atmete tief auf.

„Fünf“, antwortete er und fügte nach einem Augenblick tiefen und ehrlichen Nachdenkens hinzu — „und gute, ausgenommen Christofero Colon, den großen. Er frißt viel und dennoch, wenn's darauf ankommt —“ Er hielt inne und schaute zu den Bergen hinüber, die sich gegen Süden hin wie eine Mauer aufstürmten — eine Mauer, die der „Mulo“ täglich zu erklettern hatte, — „wenn's darauf ankommt, versagt er den Dienst, besonders wenn der Ostwind geht.“

Der Schulmeister lächelte und dachte wohl an jenen andern Christofero Colon und den Ostwind, der ihn unsterblichem Ruhme entgegen blies.

„Und die Catarina?“ fragte er, „wie denkt ihr darüber?“

„Ich weiß nicht.“

Der Schulmeister betrachtete seinen Gefährten mit einer plötzlichen Wendung des Kopfes; augenscheinlich hielt er ihn für einen dummen Kerl; aber das war ja Catarinas Sache. Andererseits war es entschieden die Sache von Catarinas Vater, die fünf Tiere des Mulo — denn es gab keine bessern in der Gegend — in Betracht zu ziehen und nicht aus den Augen zu lassen, daß der Mulo einen guten Namen hatte in seinem Beruf und das Vertrauen der Vorgesetzten genoß. Es gab keine so gute Partie mehr im ganzen Tale, und keinen, der sich mit diesem langweiligen Liebhaber in dem verwünschten Neste von San Celoni vergleichen konnte. Der Schulmeister erwähnte das Dorf nie ohne eine Verwünschung. Er war dorthin versetzt worden in seiner Jugend mit dem Versprechen auf Beförderung, und sie war nie gekommen. Für einen Mann von Bildung war es ein Exil — keine Zeitung, keine Durchreisenden im Cafe. Die nächste Stadt war zwanzig Meilen entfernt, jenseits der Sierra Nevada, und Malaga, das gepflasterte Paradies seiner ländlichen Träume . . . vierzig holperige Meilen südwärts. Kein Wunder, daß er ein Demokrat war, ein enttäuschter Mann. Ja, in einer Republik, sowie sie sein Vater in den vierziger Jahren geplant hatte, wäre etwas aus ihm geworden. Eine Republik ist eben ein Gemeinwesen, wo nicht nur jeder dem andern gleicht, sondern sogar noch über seinem Nachbar steht.

„Ihr wißt nicht?“

„Nein“, antwortete Mulo mit einem trüben Blick der Beschämung

über seine eigene Zaghaftigkeit. Überdies sprach er sicherlich die Unwahrheit. Der Mann, der sich zu fragen fürchtet, weiß die Antwort nur zu gut.

Tatsächlich hatte er kaum mit Catarina gesprochen. Reden war überhaupt nicht seine starke Seite. Er hatte an den Festtagen die gebräuchlichen Grüße mit ihr gewechselt. Er hatte ihr oft guten Morgen zugenickt, mürrisch und kurz — denn der Mulo hatte keine Lebensart — und Catarina begegnete seinem langsamen Blick mit ihren ernstesten Augen, und dieses hatte eigentlich die Sache für den Mulo entschieden — wie es vielen andern ergangen wäre. Denn Catarina hatte maurische Augen, dunkel, ernst und traurig, welche von hundert Dingen erzählten, die Catarina nie gedacht hatte — welche eine Geschichte zu bergen schienen, die kaum Catarinas Geschichte sein konnte, denn sie war erst siebzehn Jahre alt. Über diesen Punkt kann man ja nicht immer sicher sein. Vielleicht sollte die Geschichte erst kommen. Natürlich sah der Mulo von all dem nichts. Er war ein schwer arbeitender, an die freie Luft gewöhnter Andalusier und wußte nur, daß er nach Catarina verlangte, und, wie man so sagt, nicht ohne sie leben konnte. Unterdessen lebte er eben Tag für Tag weiter ohne das, wonach ihn verlangte, und arbeitete — grad wie es vielleicht der Leser tut. Dies ist eigentlich das Leben — weiter zu leben ohne dies und jenes, und zu arbeiten. Schrecklicher als dies ist wohl nur eins, nämlich — weiter zu leben und müßig zu sein.

„Aber“, — sagte der Schulmeister langsam, denn die andalusische Zunge arbeitet schwer, wenn auch das Messer schnell zur Hand ist — aber man kann doch annehmen, daß ihr der Catarina ein guter Mann sein werdet.“

Ein plötzliches, rauhes Auflachen war die einzige Antwort: Eine Frau hätte es wohl verstanden; aber Catarina hatte keine Mutter, und der Schulmeister dachte nur an die fünf Tiere und die Anstellung bei der Post. Des Maultiertreibers Gesicht nahm langsam seinen stumpfen Ausdruck an. Das Licht, das drüber gehuscht war, hatte die Physiognomie nur für einen Augenblick veredelt.

„Ja,“ sagte der Mulo endlich.

„Ihr könnt doch lesen und schreiben?“ erkundigte sich der Mann der Bildung weiter.

„Ja, aber nicht schnell!“

„Das ist eine Sache der Übung,“ sagte der Schulmeister. „Ihr solltet die Zeitungen lesen.“

Dies war ein schlimmer Rat, denn der Mulo war ein beschränkter Mensch und hätte leicht glauben können, was er las.

Die Unterredung dauerte, bis die Sonne untergegangen, die Farbe der Berge vom Blauen ins Graue übergegangen war und die dunkeln

Häupter der fernen Schneegipfel zu den Sternen hinauftragten. Der Schulmeister hatte noch Verschiedenes zu fragen, und der Mulo antwortete einfüßig.

Er war wohl müde nach seinem Tagwerk. Er hatte den mühsamern Rückweg hinter sich, einen schweren Aufstieg durch Geröllhalden auf der Sonnenseite der Bergkette. Er konnte nichts zu seinen eigenen Gunsten vorbringen, was auch nicht von so großer Bedeutung ist, wie viele glauben mögen. Die Welt nimmt uns nicht immer nach unserer eigenen Bewertung, und das ist oft eben so gut. Der Schulmeister befestigte nur sein langgehegtes Urteil, daß der Mulo ein langweiliger Kerl sei. Er verabschiedete den Burschen endlich, da er nicht zu verstehen schien, wann eine Unterredung zu Ende war.

„Bederemos,“ sagte er bedächtig, „wir werden sehen.“

Und der Mulo ging davon mit jener Schwere des Herzens, welche sicherlich jeder feigen Handlung folgt. Denn er wußte nur zu wohl, daß er Catarina in eine nachteilige Lage brachte, indem er sich an ihren Vater wandte. Der Schulmeister, erinnert euch wohl, war ein Demokrat, und die sind gewöhnlich Autokraten in ihrer eigenen Häuslichkeit. Dazu war er ein Egoist und hatte lange bei sich die Überzeugung genährt, daß er zu Großem bestimmt sei. Er hielt sich für einen Redner, und diese Gabe, welche die, die sie nicht besitzen, Geschwähigkeit nennen, ist die gefährlichste für einen Mann. Es gab in San Celoni niemanden, der ihn anhörte. Wenn Catarina nun verheiratet wäre und er ein freier Mann, dann könnte er seine Schule schließen und nach Malaga gehen, wo er sich sicherlich einen Namen machen würde.

So teilte ihr der Schulmeister am nächsten Morgen mit, daß sie den Mulo heiraten würde und die Sache bereits abgemacht sei. Einen Augenblick lang wich alle Farbe aus ihren Wangen, und ihre großen dunklen Augen hatten einen gehekten Ausdruck. Dieser Blick war in letzter Zeit oft dagewesen. Der Pfarrer hatte ihn bemerkt und einige alte Weiber. „Fast wie wenn sie in den Bergen wäre,“ sagten sie. Das ist dort die höfliche Art, von jenen Unglücklichen zu sprechen, die aus irgend einem Grunde der heiligen Hermandad *) nicht zu begegnen wünschen und nun die obern Hänge der Sierra Nevada unsicher machen, wo sie wie die Tiere des Waldes leben, für ihren Unterhalt auf Gott vertrauend, während die Mildtätigen, wie man sich zuflüstert, sogar der Pfarrer oder der Alcalde selbst, einen alten Mantel oder einen Laib Brod an den Wegrand oberhalb des Dorfes niederlegen, und nicht fragen, wer sie wegholt. Es ist bekannt, daß der Mulo selber mehr Bündelhölzchen kauft, als er je gebrauchen

*) Polizei.

kann, bis zu sechs Schachteln auf einmal, — von jenen billigen Schwefelzündhölzchen, die in Barcelona verfertigt werden, — und am nächsten Tag wieder welche kauft. Der Mulo ist solch ein schweigsamer Mensch, daß die „von den Bergen“ sich vor ihm nicht verstecken, sondern ihm begegnen, wilde ruppige Gestalten, die lautlos hinter einem großen Felsen auftauchen, wenn er auf seiner Tagesreise vorbeizieht, und ihn um Zündhölzchen bitten. Manchmal sehen sie wohl nach den Postsäcken auf dem starken Rücken Cristofero Colons mit Augen, die den hungrigen gehekten Blick Catarinas haben.

„Da ist wohl Geld drinn?“ sagen sie.

„Vielleicht,“ antwortet Mulo ohne Hintergedanken.

„Wohl tausend Pesetas?“

„Vielleicht.“ Und der Mulo, der unerschrocken genug ist, wenn es sich nicht um Catarina handelt, kehrt ruhig dem Manne samt seinem Gewehr den Rücken und geht Cristofero nach. Oft tritt er ganze neunzehn Meilen dahin, ohne jemandem zu begegnen, mit Maultier und Hund, als einzigen Gefährten. Auf diesen Märschen hatte der Mulo viel Zeit zum Nachdenken. Denn sogar er konnte denken, soweit es ihm sein begrenzter Verstand gestattete. Er war sich eines immer wachsenden Übelkeitsgefühls bewußt beim Gedanken an ein Leben ohne Catarina — einer physischen Übelkeit, denn er war bloß Naturmensch. Am Abend eines sengend heißen Tages winkte ihn der Schulmeister zu sich heran, als er am Schulhaus vorüberging, und teilte ihm mit, es sei abgemacht, daß Catarina ihn heiraten würde.

„Würdet Ihr sie gerne sehen? Sie ist drinnen.“

„Nein,“ antwortete der Mulo nach einer schweren Pause, „nein, heute nicht, ich habe meine Postsäcke bei mir, wie Ihr seht.“

Und er rasselte die enge Dorfstraße hinab mit einem Schimmer vor den Augen, wie wenn ihn aller Glanz des Paradieses gestreift hätte.

Es war also abgemacht. Catarina und der Mulo sollten sich heiraten, und doch hatte kein Liebeswerben stattgefunden, wie die alten Weiber sich zuraunten. „Und wozu ist die Jugend da, wenn sie nicht verliebt sein soll“ fragten sie. „Und bei Gott, sie haben recht,“ sagte der Pfarrer, der die Bemerkung mitanhörte und der selbst ein sehr alter Mann war.

Zwei Tage später traf der Mulo Catarina, als sie zum Brunnen ging. Er bot ihr guten Morgen. Sie standen beide still und der Mulo blickte in Catarinas Augen und wußte nichts zu sagen. Denn dort sah er etwas, was er nicht begriff und das ihm das Gefühl gab, als wäre er nicht besser als Cristofero Colon, der mit den Postsäcken die enge Straße hinauffstolperte und scharrte, und zwar in solch garstiger Laune, daß der Mulo ihm nacheilen mußte.

„Es ist eine langweilige Geschichte,“ sagte der Schulmeister zu Sergeant Kolbeda von der Guardia Civil, der in San Teloni wohnte und einen Rekruten um den andern nach den Regeln dieses trefflichen Korps eindrißte.

„Eine langweilige Geschichte. Er ist kein Liebhaber, wie ich ihn mir ausfuchen würde, wenn ich ein hübsches Mädchen wäre wie die Catarina; aber man weiß nie, woran man ist mit den Weibern, eh —?“

Es ging wirklich nicht schnell vorwärts. Mulo schien so viel ohne weiteres vorauszusetzen — so vieles als gesagt anzunehmen, was nicht gesagt worden war. Sogar das Liebeswerben schien er als abgemacht anzusehen und zeigte sich ganz zufrieden, seine täglichen Wanderungen anzutreten mit der Gewißheit, daß Catarina seine Frau sein werde. Natürlich gab es noch andere im Tal, die froh genug gewesen wären, Catarina zu heiraten; aber sie hatte keinen dieser Liebhaber, die fühlten, daß sie dem Mulo im weltlichen Sinne nachstanden, ausgezeichnet. So gewöhnte sich nach und nach die ganze Gegend an die Tatsache, daß Catarina den Queren heiraten würde. Die Nachricht verbreitete sich sogar bis in die Berge.

Der Mulo erfuhr es dort eines Tages. Als er sich der Paßhöhe näherte, sah er Pedro Casavel, der seit Jahren „in den Bergen“ war, auf einem Steine sitzend ihn erwarten.

Pedro Casavel war ein besserer Mann, der einen andern in einer Auseinandersetzung über Politik verlegt hatte. Sein Gegner war ein alter Mann, der jetzt an einer tödlichen Krankheit darniederlag. Und es wurde gesagt, daß Pedro Casavel in aller Sicherheit ins Dorf zurückkehren könnte, wo sein Vater ein gutes Haus und einiges Land besaß. Sein Feind hätte ihm vergeben und würde ihn nicht verklagen. Aber Casavel verweilte immer noch in den Bergen, da er einem so christlichen Geiste mißtraute. Er erhob sich, als der Mulo langsam näher kam. Er trug immer ein Gewehr und war kühner als seine Gefährten in diesem Zufluchtsort. Der Mulo durchstöberte mechanisch die Taschen seiner Toppe nach einer Schachtel Zündhölzchen, welche, wie er wußte, eine willkommene Gabe sein würden und streckte sie Casavel schweigend entgegen.

„Ich höre, daß du Catarina heiraten willst,“ sagte dieser mit einem halb verächtlichen Lachen. „Ist dem so?“

„So ist's“, antwortete der Mulo.

„Wenn du es tust,“ schrie der andere leidenschaftlich, mit einem Schlag auf den Schaft seiner Flinte, was Cristoforo Colon erschreckt auffahren ließ. „Wenn tu es tust, werde ich dich erschießen.“

Der Mulo lächelte ruhig, gerade wie er lächelte, wenn die Leute „Mi-iah“ riefen, so oft er an ihnen vorüberging.

„Ich werde sie beschützen,“ sagte er, mit einem Kopfschütteln. Und

mechanisch überreichte er dem andern die Schachtel Bündhölzchen, welche Casavel in Empfang nahm, obwohl seine Augen noch vor Zorn und jener schrecklichen Eifersucht blitzten, welche im südlichen Blute fließt.

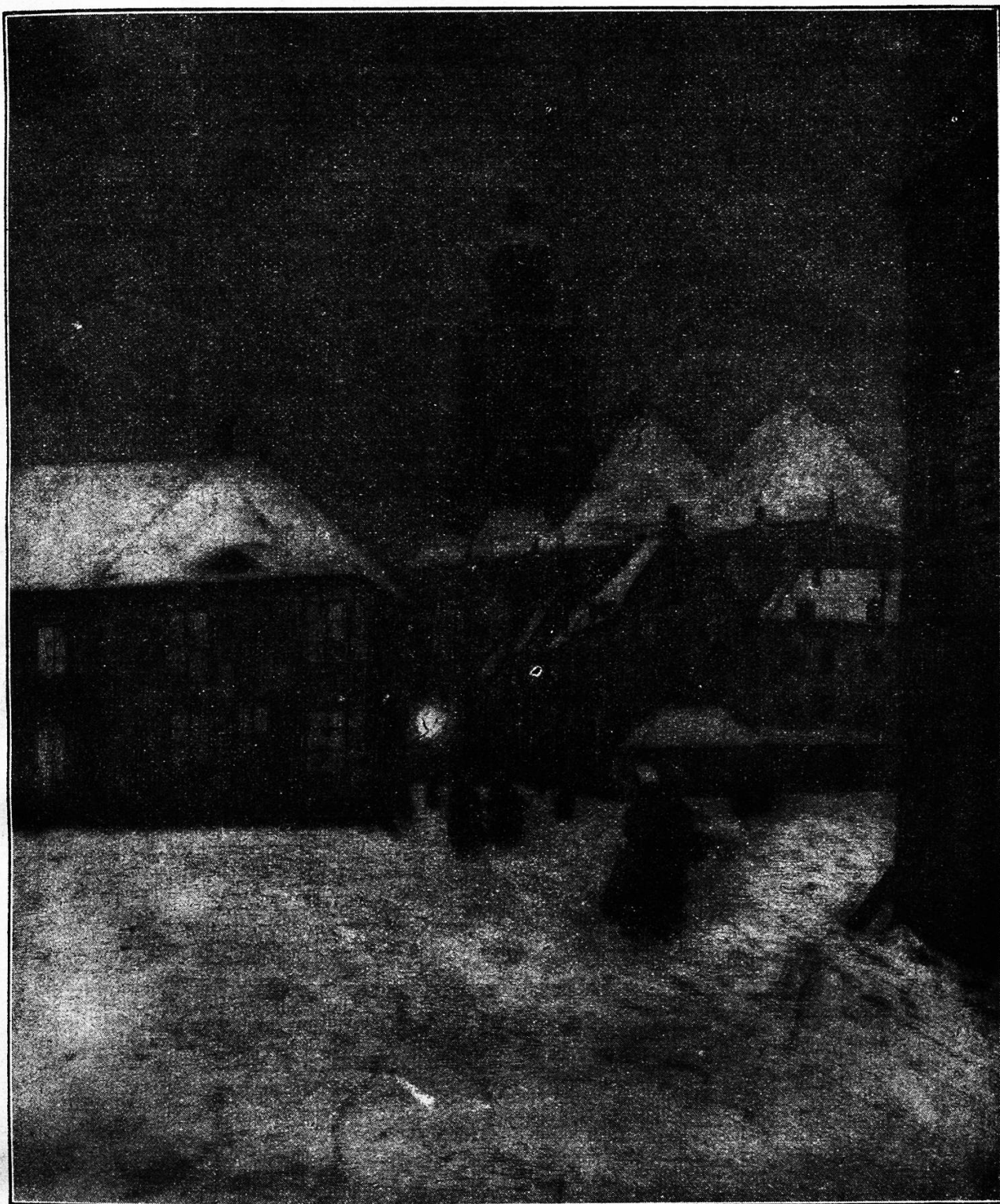
Darauf ging der Mulo langsam weiter, während sein Hund ihm nachschlenkerte und sich einigemal umwandte, um furchtjam nach dem Manne zurückzublicken, der da mitten auf dem felsigen Pfade stehen geblieben war. Die Hunde, das ist eine alte Sache, haben eine feinere Witterung als die Menschen — vielleicht haben sie auch ein feineres Sehvermögen und sehen mehr auf dem Gesichte eines Menschen geschrieben, als wir wahrnehmen können.

Der Mulo kehrte sich auf der Paßhöhe um, und blickte, wie immer hinunter auf das Dorf, wo Catarina wohnte, bevor er sein Gesicht dem sonnigen, südlichen Abhang zuwandte. Er sah Casavel dastehen, wo er ihn verlassen hatte, die Flinte mit einer drohenden Bewegung erhoben. Der Mulo hatte keinen Sinn für solche Effekte und zuckte nicht einmal mit der Achsel.

Es war endlich der Schulmeister selbst, der die Sache ihrem natürlichen Ende zutrieb. Auf seinen Rat hin mietete der Mulo, der bisher im Hause des Posthalters gewohnt hatte, ein eigenes Häuschen und kaufte ein paar einfache Möbel. Er holte Catarinas Rat ein für verschiedene Einrichtungen, und ein sehr weibliches Interesse an der Küchenausstattung entriß sie für einen Augenblick einer Art Apathie, welche seit einiger Zeit auf ihr lastete. Das Beste, das man von Catarina aussagen konnte, war, daß sie sich in alles ergab.

Was den Mulo anbelangt, so schien er, gleich dem Tiere, von dem er seine Denkgewohnheit und den Namen hatte, vom Leben nur wenig zu erwarten. Und so wurde der Mulo eines Morgens, bevor er seine tägliche Wanderung antrat, unauffällig in der kleinen roten Stuccokapelle, welche über dem Dorf San Coloni wie eine Henne auf ihrem Küchlein sitzt, vermählt. Draußen warteten Christofero Colon und der Hund. Die gewöhnliche Ceremonie fand statt. Als sie beendet war, trottete der Bräutigam hinter seinen Postfachen die Dorfstraße hinauf, davon. Es muß zugegeben werden, daß der Mulo eine tödlich langweilige Person war — *Nada mas* — und sonst nichts, wie sein liebevoller Schwiegervater noch am selben Morgen im Cafe bemerkte.

Aber als er am folgenden Abend zurückkam, zeigte es sich, daß er in seiner Abwesenheit an Catarina gedacht hatte, denn er überreichte ihr halb scheu und linksich einige Geschenke, welche er von einem größeren Dorf als San Coloni gebracht hatte. Der Mulo hatte fast eine Beseta ausgegeben für ein farbiges Tuch, wie es die Frauen auf ihren Köpfen tragen, und eine blaue Glasbrofche.



Alte Stadt. Nach einer Radierung von H. Liesegang.

„Danke“, sagte Catarina, indem sie die Geschenke entgegennahm und sie mit glänzenden Augen betrachtete. Sie stand in einer mädchenhaften Stellung vor ihm; faltete das Tuch über ihrer Hand und hielt es so, daß das Licht ihrer neuen Lampe darauf fiel: „Es ist sehr hübsch!“

Als der Mulo nach San Celoni zurückkam, hatte er sich am Brunnen Gesicht und Hände gewaschen, sich erinnernd, daß er Bräutigam war. Sauber und verbrannt schaute er auf sie herab und — hätte er nur Worte gehabt, so hätte seine Werbung endlich da angefangen, wo die gewöhnliche Welt glaubt, daß sie ende.

„Es gab nichts in den Läden“, sagte er endlich langsam, „daß mir schön genug schien — — —“. Er hielt inne, und kehrte sich, um die Mütze auf die Seite zu legen, und beendete den Satz in dieser Stellung, „nicht schön genug für dich.“

Catarina fuhr zurück, wie wenn er ihr weh getan statt Freude gemacht hätte. Sie beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu ihrem einfachen Abendessen, und der Mulo — beobachtete sie schweigend — so glücklich wie ein König, in seiner dumpfen Art.

Plötzlich fingen Catarinas Finger an zu zittern; geräuschvoll setzte sie die Teller auf den Tisch, wie wenn ihre Augen verdunkelt wären; sie zögerte, setzte sich und vergrub ihr Gesicht in die Schürze mit einem verzweifelten Jammerlaut. So war denn des Mulo Glück im Grunde nur menschlich; — denn in einem Augenblick war es in äußerstes Elend verwandelt.

Er saß da und nagte an seinen Lippen, während er die Schluchzende betrachtete. Endlich erhob er sich langsam und legte ihr seine große, starke und schwere Hand auf die Schulter. Aber zu sagen mußte er nichts. Nach einer langen Pause sprach er endlich. Er hatte nämlich gesehen, wie Catarina eine unwillkürliche Bewegung, von der Berührung seiner Hand loszukommen, unterdrückte, und dies hatte seinen langsamen Begriffen zu denken gegeben. Er hatte mehr mit Tieren als mit Menschen zu tun gehabt, und verstand es wohl besser, eine Bewegung zu deuten als ein Wort.

„Was ist denn?“ fragte er. „Ist es dir leid, daß du mich geheiratet hast?“

Und Catarina, die einem Volke angehörte, das ja, ja und nein, nein sagte, nickte mit dem Kopfe.

„Warum“, fragte der Mulo mit Entsetzen Und sie antwortete ihm nicht. „Ist es . . . weil ein anderer da ist?“

Es war wohlbekannt im Tal, daß der Mulo sein Messer nie gebrauchte, nicht einmal aus Nothwehr. Catarina fand dennoch den Mut nicht, ihm zu antworten. Sie flüsterte nur ein Gebet zur heiligen Jungfrau.

„Ist es wegen Pedro Casavel?“ fragte der Mulo; diese Frage brachte sie auf die Füße, mit bleichen Wangen stand sie ihm gegenüber.

„Nein, — nein — nein!“ schrie sie. „Wie kommst du auf so etwas? Oh — nein!“ Nach Frauenart dachte sie ihn täuschen zu können. Der Mulo wandte sich von ihr weg und setzte sich wieder. Nach Frauenart hatte sie auch ihre eigene Gefahr vergessen beim bloßen Gedanken, daß Casavel leiden könnte darunter.

„Und er — in den Bergen“, sagte der Mulo, laut nachdenkend. Jetzt endlich begann er klar zu sehen, als es schon zu spät war, wie es Besseren als ihm schon ergangen ist und ergehen wird. Catarina hatte das Geständnis ihrer Liebe zu einem Manne, der „in den Bergen“ war, nicht als Hindernis einer Heirat vorbringen können. Der Schulmeister war der Letzte, sich von solch einem Einwand beeinflussen zu lassen; besonders nicht von einem Mädchen, das selbst nicht wissen konnte, was es wollte. Der Schulmeister hielt nämlich trotz seiner radikalen Tendenzen fest an den alten Ideen.

Catarina hätte es vielleicht dem Mulo erzählt, wenn er sie gefragt hätte; denn sie wußte, daß er sanft und gut war, sogar dem widerspenstigen Cristofero Colon gegenüber. Aber er hatte sie ja nicht danach gefragt, da ihm der nötige Mut, die Wahrheit anzuhören, fehlte. Natürlich war es das Weib, das zuerst zu sprechen anfing. „Sedenfalls mußt du etwas essen nach deiner Reise,“ sagte sie. „Ich habe ja einen „cocida“ gemacht.“

Sie beschäftigte sich eifrig mit ihren neuen Küchengerätschaften, wobei sie Bewegungen machte, die noch nicht so sicher waren wie die einer Frau, sondern eher wie die eines hastigen und doch recht geschickten Kindes. Der Mulo, welcher mit gebogenem Rücken in der Stellung eines Feldarbeiters darsaß, sah ihr zu. Als die dampfende Schüssel, die nach Zwiebeln roch, auf den Tisch gestellt wurde, stand er auf und zog einen Stuhl heran. Er hatte nicht daran gedacht, einen für Catarina, die sich selbst einen brachte, bereit zu stellen, — und so setzten sie sich nieder zu ihrem Hochzeitsmahl.

Sie schienen die Sachlage anzunehmen wie eben die armen und schwer Arbeitenden ohne weitere Bemerkungen die vielen Nachteile ihres Schicksals hinnehmen müssen. Nur schwieg der Mulo noch beharrlicher als bis dahin; doch war er sehr gut zu Catarina und behandelte sie wie eines seiner Tiere, wenn es verwundet worden. Er sprach nie „von den Bergen“, oder von jenen Unglücklichen, die dort wohnten. Traf er Pedro Casavel, so erwähnte er die Begegnung nicht. Auch wenn er Pedro eine Schachtel Bündholz gab, sagte er Catarina nichts davon. Eigentlich sprach er kaum je etwas zu Casavel, sondern nickte nur im Vorbeigehen. Näherte sich ihm Casavel von hinten her, blieb er stehen, ohne sich umzublicken, und wartete auf ihn, wie sein Maulesel wartete, und wie Maulesel immer warten, wenn sie jemanden vom Rücken her herannahen hören.

So verging die Zeit, und der Schulmeister gab seine Stellung auf und reiste nach Malaga, wo er es, nebenbei gesagt, zu nichts brachte; denn in dieser Welt gibt es so viel Geschwätz, daß ein weiser Mensch kaum Dank sagen würde für ein gutes Mundwerk. Der Mann, den Pedro Casabel verwundet, starb. Catarina ging ruhig ihrem Tagewerk nach mit ihrer verschwiegenen Geschichte in den Augen, während Pedro sich wahrscheinlich vor Sehnsucht verzehrte in den Bergen. Es ist kaum möglich, daß sich dies in aller Stille abspielte, denn das Gerücht ging im Tale um, daß er und Catarina sich lieb gehabt hatten, vor seinem Unglück.

Was den Mulo betrifft, so stampfte der täglich seine Anzahl Meilen ab und sagte zu keinem etwas. Es wäre schwer zu sagen, ob er bemerkte, daß Pedro Casabel ziemlich auffällig ohne Flinte erschien, wenn der Mulo sich in den Bergen zeigte, und noch schwerer ist es zu erraten, ob dieser Mulo wußte, daß, wenn er die Höhe passierte, Casabel manchmal zwischen den Felsen lag, mit angelegter Flinte und ihn eine ganze Strecke lang nicht aus den Augen ließ, — seinen Bewegungen mit dem unbeweglichen Rohr folgend, so daß das Leben des Postboten sozusagen einige Minutenlang von der Berührung des Hahns abhing. Pedro Casabel schien sein Versteck immer zu ändern, wie wenn er versuchte, gewisse Einzelheiten wie Distanz, Beleuchtung und Erhöhung sorgfältig abzuwägen. Vielleicht war es nur eine grimmige Befriedigung, die er davon trug beim Gedanken, daß er des Mulo Leben zwei- bis dreimal in der Woche in der Hand hatte; vielleicht war er im Grunde doch ein geringer Kerl, ein Feigling, dem der Mut fehlte, den Hahn abzudrücken, sein Leben feck auf's Spiel zu setzen und zu den Folgen zu stehen. Jedesmal kroch er ein wenig höher, wurde kühner; bis er eine Bewegung des magern ausgehungerten Hundes bemerkte, welche zeigte, daß wenigstens das Tier von seiner Gegenwart in den Felsen über dem Fußweg wußte. Eines Tages endlich, als kein Wind ging, und das Licht günstig war und er der Distanz sicher war, drückte Pedro Casabel auf den Hahn. Der Knall und eine dünne Rauchwolke stiegen zum Himmel auf, wo sie zweifellos bemerkt wurden. Und der Mulo fiel nach vorn auf sein Gesicht.

„Mich hat's,“ murmelte er im kurzen andalusischen Dialekt.

So starb der Mulo.

Es war Cristoforo Colons Tag, die Reise in der südlichen Richtung auszuführen, und er trottete, trotz den großen Anstrengungen des magern Hundes, ernsthaft weiter und trug die staubigen Postsäcke an ihren Bestimmungsort. Der Hund blieb beim Mulo zurück, traurig seine Kleider beschneifelnd und das erkennend, was außer dem Erdbeben in der Natur am leichtesten zu erkennen ist. Dann wendete er sich schließlich heimwärts gegen San Celoni mit hängenden Ohren und eingezogenem Schwanz. Er

mußte wahrscheinlich, daß allein der Mulo zwischen ihm und dem Hungertod gestanden hatte — daß nun niemand dessen Platz einnehmen oder daran denken werde, einen Hund von so wenig anziehendem Außern und ohne jeglichen Stammbaum, zu füttern.

Catarina erwartete den Mulo an diesem Abend nicht zurück — es war die Nacht, die er auswärts in Buente Rey verbringen mußte. Sie lief daher hastig zur Türe, als sie nach dem Einbruch der Nacht das Geklapper von Hufen in der engen Straße hörte und das Scharren des Eisens an ihrer eigenen Schwelle. Sie öffnete die Türe und erblickte im hellen Mondlicht die Hüte mit Kokarden und die langen Mäntel der Guardia Civil.*) Andere Männer standen hinter ihnen und ein Tier scharrte mit den Füßen, als sie es stillstehen ließen.

„Was gibt's?“ fragte sie. „Ist dem Mulo etwas zugestoßen?“

„Man kann das nicht gerade so sagen“, gab der Sergeant grimmig zurück und machte zwei Männern Platz, die sorgfältig näher traten, eine schwere Last tragend. Es war der Mulo, den sie hereinbrachten und auf den Tisch legten.

„Erschossen“, bemerkte der Sergeant kurz. Er kannte den Klatsch der Gegend und wußte daher nicht recht, ob Catarina wohl Mitleid und Rücksicht brauchen könnte. Darauf erschienen seine Waffengefährten, einen am Armel führend, der offenbar ihr Gefangener war. Catarina schaute auf und begegnete seinem Blick. Es war Pedro Casavel, finster, schlecht gekleidet und mit dem Siegel derer, die „in den Bergen“ hausen, auf ihm.

„Die Postsäcke werden vermißt!“ fuhr der Sergeant fort, der eine Art Richter im Tale war.

„Raub war sicherlich die Absicht. Wir werden die Postsäcke bei den Felsen finden. Der Mulo muß sich gewehrt haben; denn seine Pistole fanden wir mit einem entladenen Lauf in seiner Tasche.

Während er dies sagte, legte er seine Hand auf die breite Brust des Mulo, ohne auf das blutige Hemd zu achten; denn diese Flecken waren dem alten Soldaten nichts neues.

„Raub“ wiederholte er mit einem Blick auf Casavel und Catarina, welche sich gegenüber standen vor dem Tische, der die grausige Last trug, und sich ansahen. „Raub und Mord.“ Deshalb brachten wir Pedro Casavel, dessen Versteck wir seit zwei Jahren kennen, mit uns — auf die Möglichkeit hin, eh? — auf die bloße Möglichkeit hin. Es war der Hund, der uns auf ihn aufmerksam machte. Wer immer den Mann erschöß, er hätte auch den Hund töten sollen — um der Sicherheit willen.

Während der Sergeant sprach, sah er in mechanischer Weise nach, ob

*) Polizei.

die Taschen des Mulo leer seien. Plötzlich hielt er inne und zog ein zusammengefaltetes Schriftstück aus der innern Sackentasche. Er wandte sich dem Licht zu und las dessen Inhalt. Es war die Handschrift des Mulo. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, kehrte er sich und wandte sich wieder Casavel zu.

„Du kannst wieder gehen, Pedro,“ sagte er. „Du bist frei. Ich habe einen Fehler gemacht und bitte dich um Verzeihung.“

Er hielt ihm den Zettel hin, welchen Casavel jedoch nicht entgegennahm; er starrte wie blödsinnig vor sich hin, wie wenn er nicht recht verstanden hätte.

Darauf wandte sich der Sergeant wieder der Lampe zu. Er entfaltete den Zettel, der zerknittert war, wie wenn er schon lange in der Tasche gelegen hätte, und las mit lauter Stimme vor:

„Niemand soll meines Todes wegen angeklagt werden. Ich werde mich selber aus persönlichen Schwierigkeiten erschießen. Juan Quereo, genannt der Mulo.“

Spruch.

Eine Tat ist nicht getan,
wenn die Hände ruhen;
Wurzel schlägt sie wie die Saat
in der Erde Truhen.

War sie rein, so segnet sie
ferner Zeiten Erben;
aus dem giftigen Samenforn
wuchert das Verderben.

U. B.

Der Pechvogel.

Eine Studie von Dr. W. Stefel.

Gerade ihm muß das passieren. Als hätte sich das Schicksal von allen Menschen einen besonderen Unglücksraben „ausgesucht“, auf den es alles Mißgeschick des Daseins häufen wollte. Hört man die Jeremiaden eines solchen Pechvogels, so besteht sein Leben aus einer ununterbrochenen Kette von unglückseligen, raffinierten, grausamen Erlebnissen, die gerade ihn betroffen haben. Alle seine Freunde haben Glück oder „Schwein“, wie es in der Alltagsprache heißt, er aber hat ein ganz besonderes, unglaubliches, nie dagewesenes Pech. Was er angreift, das geht fehl. Jede Hoffnung wird ihm zuschanden. Jede Freude wird ihm vergällt. Mit einem Wort: er ist ein Pechvogel.

Gibt es wirklich solche Schlemihle, die ein „ausgesuchtes“ Pech haben? Was heißt das überhaupt: Pech haben?

Auf den ersten Eindruck hin darf man nicht urteilen. Denn hört man diese erstaunliche Reihe von besonderen Unglücksfällen, von mißratenen